DER VÖLLIG FREIE **RADIKALE**

Text: Birgit Compin
Fotografie: Detlef Güthenke

Radomir – kompromisslos für die Kunst

„Radomir ist eine der interessantesten Figuren in der zeitgenössischen Kunst. Seine Arbeiten haben etwas sachlich Nüchternes, ja Desillusionierendes. Unmittelbar gekoppelt an soziale und gesellschaftliche Referenzen gewinnen sie einen gewissen Grad an Authentizität.“ Mit diesen Worten lud der Galerist Dennis Reinhardt zu einer der Hauptausstellungen der „Hamburg Art Week“ im September 2013 ein. Auf 1.000 Quadratmetern präsentierte er Radomirs Arbeiten. Seit Jahrzehnten ist der in Gütersloh lebende Künstler eine feste Größe in der internationalen Kunstszene. Man findet seine Bilder im „Metropolitan Museum of Art" in New York, in den „Vatikanischen Museen" in Rom oder in der zeitgenössischen Sammlung der „Bibliotheca Alexandrina" in Ägypten. Doch trotz der Lobeshymnen sagt er bis heute dem Kunstbetrieb gerne mal den Kampf an. Radomir ist kompromisslos. Radomir provoziert. Ständig und gerne. „Entweder wir reden Klartext, oder wir sprechen über das Wetter“, sagt er.

„Alles, was du machst, machst du für die Kunst – und für niemanden sonst.“

Ja, so oder ähnlich war es schon immer mit ihm. Kein Künstler der Region polarisiert so sehr wie er. Radikal seine Ansichten, radikal auch sein „Vokabular“, das er auf den Leinwänden hinterlässt. „Notaten“ sagt er dazu und meint die Malerei, die er schafft. Ihm freundlich gesonnene Menschen sprechen von ihm als Freigeist, andere meinen, er sei einfach ein Querulant. Wie damals, als er 1998 in der Kunstzeitschrift art den Lesern seine 30 „Gebote“ in einem „Manifest der Kunst“ ins Gehirn brannte. Und es einstweilige Verfügungen hagelte. „Die Kunst ist der Mensch selbst. Alternativen zur Kunst gibt es nicht“, lautet eins dieser Statements, das heute in riesigen Lettern am Fenster seines Ateliers prangt. Das hat er jetzt in Bielefeld, nicht mehr in Gütersloh. Und doch begann sein „zweiter“ Lebensweg genau hier.

DU BIST EIN KÜNSTLER

Als Radomir 1978 nach Gütersloh kam, war er bereits 27 Jahre alt. Geboren wurde er 1951 im serbischen Takokvo. Dass er überhaupt Künstler wurde, hatte er seiner aus Österreich stammenden Oma zu verdanken: Mit acht Jahren nahm er an einem Malwettbewerb teil und belegte den zweiten Platz. Ein Affront für die resolute Dame. Ihr Enkel hatte natürlich den ersten Platz verdient. Sie legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte: „Du bist ein Künstler.“

„Dieser Satz hat etwas in mir ausgelöst“, sagt Radomir – und lacht: „Für mich war meine Zukunft geklärt.“ Nach der Schule besuchte er die Kunstakademien in Belgrad und Marseille, dann ging er für ein paar Monate als Schüler zu Dalí. Doch davon will er nichts mehr wissen: „Das ist so lange her. Ich kann im Prinzip mit Dalí auch nicht viel anfangen. Ich war jung und habe ihn damals geradezu kopiert. Aber das war nicht mein ‚Vokabular‘. Natürlich ist Dalí der Dalí, gar keine Frage, aber ich bin ja ich.“ Bald traf er auf Oscar, Mitglied einer Pariser Kunsthändlerfamilie. Der Geschäftsmann verkaufte eins der frühen Werke „für peanuts“ an das Vatikanische Museum. Doch der Mann wusste wohl

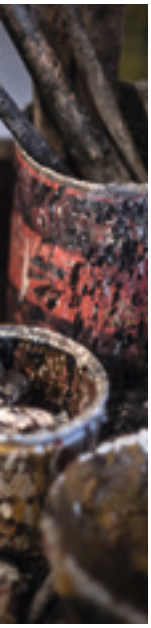
was er tat – bereits kurze Zeit später vermittelte er ihn an die Jahrhunderthalle in Frankfurt.

Radomir ging nach Brüssel und lernte Manfred Fischer kennen, den damaligen Chef von Bertelsmann. Irgendwann zeigte der ihm seine Stadt – und Radomir war entzückt. „Wir sind ins Café Schmäling zum Frühstücken gegangen. Die Sonne schien, es war fantastisch." Das war 1973. Radomir ging fort und kam zurück. Immer wieder. „Ich bekam Heimweh, wenn ich nicht dort war." 1978 wurde Gütersloh zu seinem Heimatort. „Ich bin ein echter Gütersloher." Bis heute. Im Laufe der folgenden Jahre zog er mit seinem Atelier quer durch die Stadt, von der „Grünen Straße" hin zur „Berliner Straße", später dann „Unter den Ulmen". Die Gütersloher kamen und gingen. Auf gesellige Zusammenkünfte folgten lebhafte Schlagabtausche. Unverständnis stieß auf Provokation. Tummelten sich die einen in der Nähe des Künstlers, nahmen die anderen Reißaus, und auch die eigene Szene teilte seine Ansichten nicht. Doch jetzt ist Ruhe. Vor ein paar Jahren hat Radomir seine Arbeitsstätte an den Oberntorwall in Bielefeld verlegt.

EINE SCHWIERIGE SACHE

Das Atelier scheint eine Art alternativer Rückzugsort zu sein. Hier lebt er tagsüber zwischen Bildern, Farben, Pinseln, Firnis, einem ausladenden Sofa, Tisch und Sesseln. „Ich warte nicht auf Käufer", sagt er. Und er weiß ganz genau, was er damit anrichtet: Welcher Künstler kann das schon von sich behaupten. Doch es ist ihm egal. Auch bei ihm war das nicht immer so. Auch er hatte zeitweise wenig Geld, sein Weg war lang, schwierig und holprig. Nicht jeder verstand ihn, nicht jeden wollte er verstehen. Künstler, Galeristen, Art Consulter – zu dem gesamten Kunstbetrieb hat Radomir bis heute ein bekennend schwieriges Verhältnis. Da wettert er gerne und verlangt geschützte Berufe. Jeder dürfe sich heutzutage Galerist nennen, „aber die wenigsten verstehen ihr Handwerk!".

Diejenigen, die's können, machen jedoch gerne ihren Job für ihn – sie verkaufen, was er produziert, oder besser „notiert". Die



„Kunst machst du nicht für Geld. Du kannst dich nicht hinstellen, und sagen: ‚So, du machst da jetzt mal ein paar tausend Euro auf die Leinwand.“

Galeristen organisieren Ausstellungen. „Ende des Jahres gibt es eine und im nächsten auch“, verkündet er lapidar. Art Consulter, Berater und Agenten, verkaufen seine Werke an Sammler, Kunstspekulanten und Sammlungen. Sie sind diejenigen, die seine Arbeiten bekannt machen und dafür sorgen, dass sie in New York genauso hängen wie im Rest der Welt. Alle zwei Wochen werden die Bilder nummeriert und fotografiert. „Sie wissen ja, was da ist.“ Im Netz kursieren für seine Werke die wildesten Summen: Der NDR nannte in einer Reportage über seine Teilnahme an der „Hamburger Art Week“ Preise von 30.000 bis 150.000 Euro pro Bild. Ein Versprecher? Die Galeristin Anne Moerchen listete seine Ölgemälde zwischen 20.000 und 40.000 Euro, großformatige Grafiken waren ab 2.000 Euro zu haben. Ein aktuelles Preisgefüge? Der Inner Circle der Kunstwelt hält sich bedeckt. Vor einer Auktion der Münsteraner Conmoto Gallery im Februar wurden Ölbilder der Serie „Nur Mensch“ mit einem Schätzwert zwischen 12.000 und 15.000 Euro veröffentlicht, kleinere Druckgrafiken verschiedener Serien wie „Honigdiebe“ und „Kaiser Wilhelm II“ bezifferte man mit 500 und 1.000 Euro, ein Holzschnitt lag bei 7.000 Euro. Dass fast alle ihre Besitzer fanden, weiß man. Doch die tatsächlichen Erlöse: geheim. „Kunst machst du nicht für Geld. Du kannst dich nicht hinstellen, und sagen: So, du machst da jetzt mal ein paar tausend Euro auf die Leinwand.“ Reden wir also übers Wetter.

RADOMIR UND DIE DEKORATEURE

Doch bald schon ist Radomir bei seinem Lieblingsthema: Die Kunst, echauffiert er sich, werde viel zu oft als Dekoration missbraucht. Passend zur Wohnungseinrichtung. Eine Aussage, die ihm wahrscheinlich nicht viele Freunde in der Szene einbringt. Doch Radomir steht dazu. Er definiert sich geradezu über einen solchen Satz – und füllt ihn gerne mit Inhalten: „Genau das ist Kunst ja absolut nicht. Das ist ein individuelles Vokabular, über das sich jemand definiert.“ Die meisten Künstler seien bloße Dekorateure, nichts weiter, teilt Radomir aus, und erklärt den Unterschied zwischen ihm, einigen Anderen und dem großen Rest im Kunstbetrieb. Die Kunst werde von vielen falsch verstanden. Man schaffe sie nicht, um jemandem zu gefallen, sich zu beschäftigen, als Hobby oder zur Freizeitgestaltung. „Das Problem ist, dass sich zu viele als Künstler verstehen. Das sind diese Selbsternannten. Die pinseln was, die kleben was oder installieren was und sagen: ‚Jetzt bin ich Künstler.‘ Aber das ist nicht der Fall!“ Natürlich sei darunter auch der eine oder andere richtig Gute. „Doch die meisten reden von Kunst, denken aber an Dekoration.“ Daneben gebe es diejenigen, die mit „irgendwelchen Basteleien und Clownereien“ provozieren wollen. „Ja, natürlich! Kunst soll auch provozieren aber nicht jeder, der als Provokateur auffällt, ist ein Künstler.“

DIE KUNST DES DENKENS

Radomir hadert mit dem Bild des Künstlers in der öffentlichen Wahrnehmung. Sowohl von außen, als auch von Innen. Heute denke man, Künstler zu sein, sei schick und verrückt. „Nein. Er muss, fast wie ein Beamter, in der Lage sein, nüchtern und sachlich nachzudenken.“ Dafür brauche er alle Informationen, die sich finden lassen. „Es gibt keine Kunst ohne Gesellschaft,

Politik, Religion oder Kultur und der damit verbundenen Auseinandersetzung“, so Radomir. Kunst müsse radikal sein, dürfe Berührungsängste nicht scheuen, oder gar Konfrontationen. „Ja, woher soll’s denn kommen?“, prangert er an. Niemand schaue mehr in die Tiefe eines Problems. „Wer soll sich einmischen und alles hinterfragen, wenn nicht die Kunst?“, fordert er. Doch genau das habe er heute bei vielen Kunstschaffenden zu bemängeln: „Diese Oberflächlichkeit und eine gewisse Eitelkeit. Deshalb sage ich: Es ist niemand ein Künstler, nur weil er so aussieht.“ Ein wahrer Künstler hat in Radomirs Verständnis eine gewisse Ideologie, der eine Philosophie vorausgeht, die er verkörpert und über die er sich definiert. Nicht umsonst heiße es: Alles, was du machst, machst du für die Kunst – und für niemanden sonst. Wenn aber dieser Aspekt nicht transportiert werde, könne auch keine Kunst entstehen. „Ich erwarte von der Kunst und auch von mir selbst vieles. Ich will niemanden angreifen. Die sollen alle machen, was sie wollen und können. Nur ich mache es eben anders.“

Wie anders, erklärt er anhand von „Notaten“, die er auf der Leinwand hinterlässt. Seine Ausdrucksweise, so Radomir, sei ein individuelles Vokabular. All seine Bilder sind also seine Notizen. „Was ich wahrnehme und fühle, notiere ich auf ihnen.“ Die Kunst komme vom Denken und er nutzt eine Metapher: Wer ein Buch schreiben will, müsse zunächst einmal Schreiben können. Das sei die Grundvoraussetzung. Doch die Frage sei auch, ob er überhaupt etwas mitzuteilen habe. „Jeder kennt Buchstaben, kann daraus Worte formulieren und schreiben, ist aber nicht zwingend ein Schriftsteller. Also jemand, der etwas zu sagen hat.“ Nur so, kommt Radomir zu dem Schluss, zeige die Kunst ein wahres Bild, denn es wurde aus dem Innersten des Künstlers heraus notiert.

VON KITSCH UND KETZEREI

Im Kreis Gütersloh sind Radomirs Arbeiten in der Marienfelder Klosterpforte zu sehen. In der historischen Abtei hängt eine Vielzahl seiner Arbeiten, darunter auch fünf Äbte auf buntem Grund. Das waren einige der wenigen Auftragsarbeiten. „Eine Dienstleistung, die mir Spaß gemacht hat. Die Motive sind subtil und charmant hinterfragt.“ Doch da sei auch diese anständige Ketzerei. Seine Provokation. Seit Jahrzehnten setzt er sich mit Engeln auseinander. In puttenhaftem Kitsch, wie er selbst sagt. „Der ist ja da, ich habe ihn nicht gemacht.“ Kitsch sei all das, was uns umgibt. „Alle finden die Engel schön. Mir ging es nicht darum, sie schön zu malen.“ Die gesamte Serie steht unter dem Titel „Honigdiebe“. Einem altgriechischen Gedicht über den geflügelten Amor, der in einen Bienenstock greift um Honig zu naschen und dabei von Bienen attackiert wird. Viel später hatte der Maler Lucas von Cranach, der Ältere, die Szenerie um die Göttin Venus erweitert. Für Radomir ein willkommener Anlass, heute „seine“ Engel sprechen zu lassen. Vor diesem Hintergrund bekommen die süßen geflügelten Wesen eine ganz neue Bedeutung. Doch das liegt alles im Auge des Betrachters, denn Radomir erklärt seine „Notaten“ eigentlich nicht.

„Natürlich hat das alles etwas von mir. So bin ich nun mal: frech genug, um zu hinterfragen und nicht alles hinzunehmen.“ Er kann gar nicht anders. „Ich denke so. Ich gehe damit ins Bett und stehe damit auf.“ Gedanken, die er in seinem „Manifest der Kunst“ formulierte. „Der Begriff Kunst ist nicht zu missbrauchen“ und „Die Kunst ist eine Großmacht, die nicht tötet“, sind Aussagen, die er dort abließ. Zunächst in der Kunstzeitschrift art abgedruckt, erschien es 1999 als Heft und wird bis heute in der Kunstwelt gerne zitiert.

Es ist diese schreckliche Beliebigkeit, die ihn umtreibt. „Man sagt, die Kunst sei breitgefächert. Aber das ist sie nicht. Kunst ist nicht beliebig zu verstehen.“ Auch nicht irrational. Radomir wittert das Missverständnis, das sich dahinter verbirgt. Kunst müsse treffend und berechtigt sein. „Wenn sie irrational wird, hat sie ein Entsorgungsproblem.“ //